

Die Komik der Duelle.

Plauderei von Egon No 3 c a.

Daß der Tragik eines Zweikampfes etwas Komik beigemengt sein könnte, wer möchte das auf den ersten Blick glauben? Und doch schon die Thatfache, daß die bedeutendsten Satiriker aller Nationen in komischer Weise das Duell verpöten, beweist es.

Im Folgenden soll aber weniger von witzigen und humorvollen Aeußerungen über das Duell die Rede sein. Vielmehr soll hier von einigen komischen Duellen selbst berichtet werden.

Welche Kräfte von Komik liegt z. B. in dem verhörenden Vorschlage jenes kleinen hageren Mannes, der einst von einem arden biden aufgefodert wurde. „Gut“, sagte er, „ich nehme Ihre Forderung an. Aber warten Sie einmal, ich bin ja gegen Sie wesentlich im Vorteil. Es muß Ihnen ja weit schmerzlicher werden, mich zu treffen, während es für mich bei Ihrem Körperumfang ein Leichtes ist. Wir wollen das vorher ins Gleiche bringen.“ Er ließ sich ein Stück Kreide bringen, machte auf dem umfangreichen Korpus seines Gegners zwei senkrechte Striche und sagte: „So, zwischen diesen Strichen muß ich Sie treffen. Trifft mein Schwert Sie außerhalb dieser beiden Striche, so gilt's nicht!“

Von scharfer Satire war auch die beherzte Antwort, die im Anfang dieses Jahrhunderts ein deutscher General einem jungen Manne gegeben haben soll, als der Jüngling den greisen, verdienstoffollen Kriegshelden zu einem Zweikampfe herausforderte. „Junger Mann“, sagte der General, „seit ein paar hundert Jahren laßt man über Don Quichotes Kampf mit den Windmühlen. Erfahre die Welt, daß ich mich mit Ihnen geschlagen, so würde man vielleicht nicht über meinen Kampf mit einem Windbeutel lachen.“

Eine recht komische Duellgeschichte ereignete sich einst auf einem holländischen Schiffe. Zwei Herren, ehemalige Militärs, kamen daselbst in einen Wortwechsel, der damit endigte, daß der eine den anderen zum Duell herausforderte. „Gut“, sagt der Geforderte, „aber die Wahl der Waffen soll mir zustehen. Ich habe hier zwei Pulverfässer; wir bohren diese an, stecken eine brennende Lunte hinein, setzen uns darauf, und der von dem Lunte schneller niederbrennt, der scheidet die Lunte, und die Sache ist abgethan.“ Wohl sah der Gegner etwas verdutzt dazwischen, aber um sich keine Blöße dem mutthabigen Gegner gegenüber zu geben, willigte er ein. Es wurde nun rasch ans Werk gegangen; die Fässer wurden anaebahrt, die brennende Lunte wurde anaebahrt, und ein Jeder legte sich auf das Pulverfaß. Der zu dem Duell Geforderte schmauchte ganz gemütlich eine Cigarette. Aber mit einem gewissen Entsetzen bemerkte der Erste, daß sein Lunter schneller sich verzehre, als die des Geforderten. Endlich, wie sie schon ganz nahe zum Explozieren war, sprang er auf und sagte: „Zum Teufel auch, das ist ja Selbstmord!“

„Sei ruhig, Bruder“, sagte der Geforderte, „es geschieht Dir nichts. Die Fässer enthalten nicht Schießpulver, sondern Schrup!“ Beide Duellanten lachten herzlich und reichten sich verlobt die Hände.

Die folgende Duellanekdote spielt in Amerika. Ein reicher Kaufmann in Valparaiso war von einem Offiziere zum Zweikampfe herausgefodert worden. Er richtete daher an seinen Gegner den nachstehenden einfachen, dem praktischen Sinn des Amerikaners entsprechenden Brief: „Ich habe nicht den mindesten Wunsch, Sie zu tödten; noch viel weniger aber wünsche ich getödtet zu werden. Hören Sie meinen Vorschlag an: Gehen Sie nach dem nächsten Gehölz, fuchen Sie einen Baum von etwa meiner Stärke aus, stellen Sie sich ihm fünfzig, dreißig oder gar fünfzehn Schritte gegenüber und feuern Sie tauber auf den Baum los. Treffen Sie ihn, so will ich betennen, daß ich im Unrecht war, und will Abbitte thun. Am entgegengefesten Fall leisten Sie Abbitte.“ Der Offizier lachte, und sein Horn verdrauchte.

Das klassische Land der komischen Duelle und Duellanekdoten ist Frankreich, wo freilich sehr viele Duellen, die ernsthaft genommen sein wollen, eine gute Dosis Komik beigefügt ist. Was es doch eine Französin, die im Jahr 1883 in Brüssel durch eine Herausforderung an eine Amerikanerin die Reihe weiblicher Duelle eröffnete, und ein zwölfjähriger Knabe in Paris, der ein paar Jahre später das Duell in das Spielzimmer einführte.

Paris hat den Vorzug, der Ort zu sein, wo sich zuerst die Hochstapler des Duellwesens für ihre Zwecke bemächtigten. Ein Geschichtchen, das schon vor etlichen Jahrzehnten in der französischen Hauptstadt ereignete, gehört in dieses Gebiet. Ein junger Mann, der eben aus der Militärschule entlassen war, um als Unterleutnant in einem in Afrika dienenden Regimente einzutreten, wollte, ehe er die Freundin des afrikanischen Himmels kostete und die Bekanntschaft der Nublen und Beudanten machte, noch einige Wochen die Luft von Paris atmen, die ja für alle jungen Franzosen so ungemein viel Anziehendes hat. Er wohnte dort bei einer Tante, die auf den jungen Mann große Stücke hielt. An einem der letzten Abende seines Pariser Aufenthaltes führte er seine Tante in das

„Theatre francais“. Es war eine der letzten Vorstellungen, in der eine berühmte Künstlerin auftrat, und das Gedränge in den Vorfülen war groß. Zwei elegant gekleidete Herren, den Orden der Ehrenlegion am Knopfloch, stiegen im Vorübergehen die Dame an. „Arme des Leutenants so heftig, daß sie einen Schmerzenslaut nicht unterdrücken konnte. Der junge Offizier wurde roth vor Zorn. „Glauben Sie, Sie seien in einer Schänke?“ fragte er die Unbekannten.

„Unerschämter Mensch!“ antwortete einer der Beiden.

Der Leutnant ballte die Faust, er fühlte sich aber von einem kräftigen Arme gehalten.

„Wir wollen hier keinen Hausnachtsstreit auführen!“ fuhr der Unbekannte fort. „Morgen will ich Ihre unböhschen Manieren auf eine Art zu verbessern suchen; hier ist meine Karte.“

„Ach, dann Ihnen die meinige nicht geben, da ich nur auf acht Tage in Paris bin; aber ich wohne bei Frau v. R. in der Straße Lafitte.“ Frau v. R. schlief natürlich die ganze Nacht nicht; sie sah schon ihren Neffen, von Deansstichen durchbohrt, blutend, mit gebrochenen Augen; doch fühlte sie wohl, daß ein Duell zur unabwendbaren Nothwendigkeit geworden war. Der Leutnant setzte sich am frühen Morgen in einen Fiaker. Auf der Karte steht: „George v. Garn, St. Ludwigsstraße Nr. 48.“ Aber in der ganzen Ludwigsstraße giebt es keinen Herrn von Garn. „Giebt es noch eine andere Ludwigsstraße in Paris?“ fragte der Offizier ärgerlich seinen Kutscher.

„Ja, in der Nähe des Palais Royal.“

„So fahre schnell hin, es kommt mir auf einen Franc nicht an.“

Nach dreiviertel Stunden hält der Fiaker in einer anderen Ludwigsstraße. Hier war überhaupt keine Nr. 48 zu finden.

„Recht fällt's mir ein, sagte der Kutscher. „Sie werden in die St. Ludwigsstraße im Marais wollen.“

„So fahre zu, was Deine Pferde lauten können.“

Aber der Herr v. Garn war auch dort nicht zu finden. „Der Mann wird sich fürchten“, dachte der Leutnant, „nun Gnade ihm Gott, wenn er mit noch einmal unter die Hände fällt.“

Während der Offizier so in Paris herumfuhr, ließ sich ein Herr in Uniform bei Frau v. R. melden. „Madame“, sagte er mit feierlicher Miene, „Ihr Großer —“

„Großer Gott, er wird doch nicht geblieben sein! Und ich Unglückliche! Ich bin die Ursache seines frühen Todes.“

„Beruhigen Sie sich, verehrte Frau, Ihr Neffe lebt, aber sein Gegner, mein würdiger Freund, ist soeben in meinen Armen verschied. Meine Pflicht ist es jetzt Ihrem Neffen zur Flucht behilflich zu sein. Sie kennen die Sirenae, mit der man in neuerer Zeit Duelle bestraft. Der Leutnant wird sich für einige Monate zur Flucht ins Ausland entschließen müssen. Ich habe ihm gerathen, nach London zu gehen, und er muß so schnell als möglich Paris verlassen. Aber er ist ohne Geld und läßt Sie durch mich bitten, ihm einiaes zu seiner Reise zu schicken.“

„Der arme Franz! Kann ich ihn denn nicht wenigstens noch einmal sehen?“

„Es ist unmöglich; die Polizeiagenten, die Ihr Haus gewiß schon im Auge haben, würden Ihnen folgen, und sein Versteck wäre verrathen.“

Frau v. R. händigte nunmehr dem Capitän 2000 Frs. ein und trug ihm viele Grüße an ihren Neffen auf.

Nach einer Stunde tritt der junge Offizier heiter und sehr hungrig von der laanen Fahrt in's Zimmer seiner Tante.

„Unseliger! So willst Du denn mit aller Gewalt ins Gefängnis?“

„Weshalb, liebe Tante? Was soll mich denn verbrochen haben?“ Unter gegenfeitigem Erkaunen klärte sich die Sache auf. Zwei abgefeimte Gauner hatten eine neue Art von Schmelzerei zur Ausübung gebracht, und der angegebliche Selbstand mit den 2000 Frs. scheint selbst nach London gegangen zu sein; wenigstens hat man ihn bis heute nicht aufzufinden vermocht.

Von allen Duellen kann man wohl dem sogenannten amerikanischen am meisten komische Seiten abgewinnen. Eigentlich verdient es kaum den Namen eines Duells, da es einfach als Selbstmord zu betrachten ist, und noch weniger verdient es, ein amerikanisches Duell genannt zu werden, da die Amerikaner aeen diese Titus u. ganz energisch protestirt haben. Mit einem Geschichtchen, das zwar wirklich sich im Jahre 1883 in Debrecin ereignete, sich aber wie eine köstliche Satire auf das soenannte amerikanische Duell anhört, will ich meine Betrachter mit der Komik der Duelle schließen.

In einer höheren Wädhshausklasse in dem genannten Orte Ungarns waren zwei kleine Fräuleins aus unbekannter Ursache in grimmigen Hiss geraten, und die Folge davon war eine Herausforderung, natürlich nach amerikanischer Art, nur bei Wädern nicht so tragisch. Diejenige junge Dame nämlich, welche die schwarze Angel zog, sollte verpöten sein, sich — die damals streng modernen Sitzenfranzosen abzuscheiden. Das Versprechen wurde ge-

treulich eingehalten, und die Unglückliche, die das Duell verlor, holzte in der Folge nun ohne Sitzenfranzosen um ein Schicksal das freilich vielleicht von ehten Modedamen kaum dem Tod vorgezogen wurde.

Warum ich nicht Hauslehrer geblieben bin.

Fünzig Pfaster monatlich ist recht wenig Geld; aber ich war erst vor kaum vierzehn Tagen angelangt, und Niemand im Lande kannte mich; konnte ich da mehr verlangen? Meine beiden Schöler, so versicherte mir Herr Rabut, waren wohlgezogene Kinder: das Töchterchen wäre gerade fünfzehn Jahre alt, also schon erwachsen, und der zehnjährige Knabe gleichfalls guten Willens und lernbegierig. Man nahm von meinem Tag im Ganzen nur fünf Stunden in Anspruch; der Rest meiner Zeit sollte mir gehören, und ich sollte ihn, wie es mir gefiel, dem Schlaf oder der Arbeit widmen können. Beachten Sie auch, fügte Herr Rabut hinzu, daß Ihr Gartenhäuschen so weit vom Hauptwohngebäude entfernt ist, daß gebrochene Augen; doch fühlte sie wohl, daß ein Duell zur unabwendbaren Nothwendigkeit geworden war. Der Leutnant setzte sich am frühen Morgen in einen Fiaker. Auf der Karte steht: „George v. Garn, St. Ludwigsstraße Nr. 48.“ Aber in der ganzen Ludwigsstraße giebt es keinen Herrn von Garn. „Giebt es noch eine andere Ludwigsstraße in Paris?“ fragte der Offizier ärgerlich seinen Kutscher.

„Ja, in der Nähe des Palais Royal.“

„So fahre schnell hin, es kommt mir auf einen Franc nicht an.“

Nach dreiviertel Stunden hält der Fiaker in einer anderen Ludwigsstraße. Hier war überhaupt keine Nr. 48 zu finden.

„Recht fällt's mir ein, sagte der Kutscher. „Sie werden in die St. Ludwigsstraße im Marais wollen.“

„So fahre zu, was Deine Pferde lauten können.“

Aber der Herr v. Garn war auch dort nicht zu finden. „Der Mann wird sich fürchten“, dachte der Leutnant, „nun Gnade ihm Gott, wenn er mit noch einmal unter die Hände fällt.“

Während der Offizier so in Paris herumfuhr, ließ sich ein Herr in Uniform bei Frau v. R. melden. „Madame“, sagte er mit feierlicher Miene, „Ihr Großer —“

„Großer Gott, er wird doch nicht geblieben sein! Und ich Unglückliche! Ich bin die Ursache seines frühen Todes.“

„Beruhigen Sie sich, verehrte Frau, Ihr Neffe lebt, aber sein Gegner, mein würdiger Freund, ist soeben in meinen Armen verschied. Meine Pflicht ist es jetzt Ihrem Neffen zur Flucht behilflich zu sein. Sie kennen die Sirenae, mit der man in neuerer Zeit Duelle bestraft. Der Leutnant wird sich für einige Monate zur Flucht ins Ausland entschließen müssen. Ich habe ihm gerathen, nach London zu gehen, und er muß so schnell als möglich Paris verlassen. Aber er ist ohne Geld und läßt Sie durch mich bitten, ihm einiaes zu seiner Reise zu schicken.“

„Der arme Franz! Kann ich ihn denn nicht wenigstens noch einmal sehen?“

„Es ist unmöglich; die Polizeiagenten, die Ihr Haus gewiß schon im Auge haben, würden Ihnen folgen, und sein Versteck wäre verrathen.“

Frau v. R. händigte nunmehr dem Capitän 2000 Frs. ein und trug ihm viele Grüße an ihren Neffen auf.

Nach einer Stunde tritt der junge Offizier heiter und sehr hungrig von der laanen Fahrt in's Zimmer seiner Tante.

„Unseliger! So willst Du denn mit aller Gewalt ins Gefängnis?“

„Weshalb, liebe Tante? Was soll mich denn verbrochen haben?“ Unter gegenfeitigem Erkaunen klärte sich die Sache auf. Zwei abgefeimte Gauner hatten eine neue Art von Schmelzerei zur Ausübung gebracht, und der angegebliche Selbstand mit den 2000 Frs. scheint selbst nach London gegangen zu sein; wenigstens hat man ihn bis heute nicht aufzufinden vermocht.

Von allen Duellen kann man wohl dem sogenannten amerikanischen am meisten komische Seiten abgewinnen. Eigentlich verdient es kaum den Namen eines Duells, da es einfach als Selbstmord zu betrachten ist, und noch weniger verdient es, ein amerikanisches Duell genannt zu werden, da die Amerikaner aeen diese Titus u. ganz energisch protestirt haben. Mit einem Geschichtchen, das zwar wirklich sich im Jahre 1883 in Debrecin ereignete, sich aber wie eine köstliche Satire auf das soenannte amerikanische Duell anhört, will ich meine Betrachter mit der Komik der Duelle schließen.

In einer höheren Wädhshausklasse in dem genannten Orte Ungarns waren zwei kleine Fräuleins aus unbekannter Ursache in grimmigen Hiss geraten, und die Folge davon war eine Herausforderung, natürlich nach amerikanischer Art, nur bei Wädern nicht so tragisch. Diejenige junge Dame nämlich, welche die schwarze Angel zog, sollte verpöten sein, sich — die damals streng modernen Sitzenfranzosen abzuscheiden. Das Versprechen wurde ge-

treulich eingehalten, und die Unglückliche, die das Duell verlor, holzte in der Folge nun ohne Sitzenfranzosen um ein Schicksal das freilich vielleicht von ehten Modedamen kaum dem Tod vorgezogen wurde.

Warum ich nicht Hauslehrer geblieben bin.

Fünzig Pfaster monatlich ist recht wenig Geld; aber ich war erst vor kaum vierzehn Tagen angelangt, und Niemand im Lande kannte mich; konnte ich da mehr verlangen? Meine beiden Schöler, so versicherte mir Herr Rabut, waren wohlgezogene Kinder: das Töchterchen wäre gerade fünfzehn Jahre alt, also schon erwachsen, und der zehnjährige Knabe gleichfalls guten Willens und lernbegierig. Man nahm von meinem Tag im Ganzen nur fünf Stunden in Anspruch; der Rest meiner Zeit sollte mir gehören, und ich sollte ihn, wie es mir gefiel, dem Schlaf oder der Arbeit widmen können. Beachten Sie auch, fügte Herr Rabut hinzu, daß Ihr Gartenhäuschen so weit vom Hauptwohngebäude entfernt ist, daß gebrochene Augen; doch fühlte sie wohl, daß ein Duell zur unabwendbaren Nothwendigkeit geworden war. Der Leutnant setzte sich am frühen Morgen in einen Fiaker. Auf der Karte steht: „George v. Garn, St. Ludwigsstraße Nr. 48.“ Aber in der ganzen Ludwigsstraße giebt es keinen Herrn von Garn. „Giebt es noch eine andere Ludwigsstraße in Paris?“ fragte der Offizier ärgerlich seinen Kutscher.

„Ja, in der Nähe des Palais Royal.“

„So fahre schnell hin, es kommt mir auf einen Franc nicht an.“

Nach dreiviertel Stunden hält der Fiaker in einer anderen Ludwigsstraße. Hier war überhaupt keine Nr. 48 zu finden.

„Recht fällt's mir ein, sagte der Kutscher. „Sie werden in die St. Ludwigsstraße im Marais wollen.“

„So fahre zu, was Deine Pferde lauten können.“

Aber der Herr v. Garn war auch dort nicht zu finden. „Der Mann wird sich fürchten“, dachte der Leutnant, „nun Gnade ihm Gott, wenn er mit noch einmal unter die Hände fällt.“

Während der Offizier so in Paris herumfuhr, ließ sich ein Herr in Uniform bei Frau v. R. melden. „Madame“, sagte er mit feierlicher Miene, „Ihr Großer —“

„Großer Gott, er wird doch nicht geblieben sein! Und ich Unglückliche! Ich bin die Ursache seines frühen Todes.“

„Beruhigen Sie sich, verehrte Frau, Ihr Neffe lebt, aber sein Gegner, mein würdiger Freund, ist soeben in meinen Armen verschied. Meine Pflicht ist es jetzt Ihrem Neffen zur Flucht behilflich zu sein. Sie kennen die Sirenae, mit der man in neuerer Zeit Duelle bestraft. Der Leutnant wird sich für einige Monate zur Flucht ins Ausland entschließen müssen. Ich habe ihm gerathen, nach London zu gehen, und er muß so schnell als möglich Paris verlassen. Aber er ist ohne Geld und läßt Sie durch mich bitten, ihm einiaes zu seiner Reise zu schicken.“

blieben. Und man that nichts! man versuchte nichts!

Ich gab in bestimmtem Ton meine Befehle; man gehorchte mir.

Man hatte sie auf den Rücken gelegt; ich hob ihren Kopf empor und neigte ihn auf die linke Seite. Ihre Zähne waren auf einander gepreßt. Welche Kälte, als ich meine Lippen auf die ibrigen legte! Der arme Vater, dem Schreck und Schmerz ganz zerschmel-

ter, ließ uns gewähren; die Großmutter kam und ging um uns herum, geschäftig, unruhig, immerfort Myrtill rufend. „Das Frühlid wird nie fertig werden, und schon kommen die Tischgäste an!“ hörte ich sie sagen.

Wirklich hielt ein Wagen vor der Thür. Zwei junge Wädgen stiegen mit fröhlichem Gelächter aus. Ich sehe sie noch, wie sie plötzlich stehen blieben, auf das Rubebett blickten, dann erbleichten und stumm, mit weit geöffneten Augen, die Arme ineinander geschlungen, regungslos stehen blieben, Schulter an Schulter gelehnt.

Eine halbe Stunde war verfloßen. Steigt da nicht eine leichte Kälte in den entfärbten Wangen auf? O, wie inbrünstig ich zum lieben Gott betete! Es scheint mir, daß der Arm, den ich halte, weniger stark ist. . . .

In diesem Augenblick kam ein Meister spornstreichs angepresst.

Myrtill! Myrtill! nimm des Doctors Pferd und führe es in den Stall!“ rief die gute alte Dame, die lebhaft auf den Doctor zuschritt; „ach, Doctor! ich wußte es ja, Ihr Pulver hat nichts geholfen. Die ganze Nacht habe ich noch gelitten, Doctor! Ach, wie schlecht habe ich geschlafen!“

Der Doctor kam zu uns heran. „Gut, junger Mann, sehr gut! Das Alles ist sehr verständlich. Aber Sie haben das Nigeln in der Herzgrube ver-

gessen.“

Die Hand des Arztes darf Alles wagen: er entblöhte ihre Brust; ich entfernte mich.

„Gut! sehr gut!“ sagte er nach einigen Minuten in fröhlichem Ton, „für diesmal werden wir gewiß mit dem bloßen Schreden davon kommen. Aber wenn ich es Ihnen sage, Monsieur Rabut: Wollen Sie noch ein anderes Gesicht machen!“ Und er klopfte dem Hausherrn kräftig auf die Schulter. Dann wandte er sich plötzlich an mich: „Aber wo kommen Sie her? Sie her? Ich habe Sie noch nie hier gesehen.“

„Ich komme aus der Bretagne, Herr Doctor, über Paris und Port-Louis.“

„Halt! halt!“ — und er hatte mir schon den Rücken zugekehrt — „sie wird die Augen aufschlagen.“

Herr Rabut ergriff unbewußt meine Hand und zerrte mich zum Nubebett hin. Sie öffnete die Augen; sie waren blau, wie ich sie so sehr liebe.“

„Helene! meine Helene!“ murmelte der arme Vater, indem er sich zu ihr hinabbeugte und sie auf die Stirn küßte.

„Schöne Sie!“ sagte der Doctor und zog ihn zurück; „lassen Sie ihr doch einigalust Luft!“

Herr Rabut entfernte sich, ohne meine Hand loszulassen.

Myrtill kam aus dem Stall zurück. „Myrtill! nun, wie ist's mit dem Frühlid, Myrtill? Wird heute noch was draus?“

„Von Herzen gern, meiner Frau!“ rief der Doctor; „dieser Galopp hat mich ausgehöhlt.“

„Aber Myrtill! bringe doch den Herren Wäderei!“

Diesmal gebotete Myrtill. Es war vier Uhr, als ich mein Gartenhäuschen verließ, um wieder in das Haus zurückzukehren. Als Herr Rabut erfuhr, daß ich unter der Veranda war, kam er zu mir heraus.

„Kommen Sie,“ sagte er, „man darf sie jetzt sehen.“

Er führte mich an ihr Bett. Ihre lieben großen blauen Augen waren noch ganz von schwarzen Ringen umgeben; aber unter der Haut circulirte das Blut; sie eröthete bei meiner Annäherung.

„Das ist er, Helene! ohne ihn. . . .“ und die Stimme versagte ihm.

„Betrübe Dich doch nicht mehr, Papa. Aber um mein Medaillon ist es wieserdefinden wird.“

Das Medaillon enthielt eine Haarlocke von ihrer Mutter.

Es war kaum Tag am anderen Morgen, als ich schon am Fluße stand. Der Schwarze, der sie aus dem Wasser gezogen, hatte mir am Tage vorher genau die Stelle gezeigt, wohin die Leberschwemmung sie getrieben hatte, sowie die Stelle — etwa zwanzig Faden weiter hin — wo er sie aufgefunden. Es war ein langes, schmales Beden, überhangen von großen Bambusblättern, deren dichtblaube Zweige sich von einem Ufer zum anderen kreuzten. Das matte, durch das Blattwerk gedämpfte Licht ließ von Zeit zu Zeit einen Kessler gleich geschmolzenem Blei über das Wasser hüpfen; dann bedeckte der Schatten Alles wieder. Es war recht dunkel da drinnen.

Ich tauchte unter und brachte drei platte Kieselsteine herauf. Aber man frühlidete ja erst um zehn Uhr: ich hatte also Zeit.

Um acht Uhr hatte der Grund des Bassins keine Geheimnisse mehr für mich. Nicht ein Frisch, den ich nicht unter seinem Frühlid belästigt hätte; nicht ein Krebs, den ich nicht rückwärts wieder in sein Loch hätte spazieren lassen. Das Medaillon war nicht da; es mußte also nothwendigerweise weiter unten sein. Ich verließ das Beden und folgte dem Wasserlauf, wobei ich alle Wurzeln absuchte, alle Klippen durch-

forchte, jedes Pflänzchen betrachtete. Ich ging weiter: eine kleine schwarze Schlange, die einer dünnen Seidenschwur ähnlich an einer Himbeerwurzel hing, wand sich in der Strömung. Ich ergriff sie: es war das Medaillon.

„Sie dürste zum Frühlid nicht bei Tisch erscheinen, jedenfalls aber zum Mittagessen,“ sagte mir Herr Rabut; „sie ist ein wenig schwach, aber vollkommen wohl.“

Der Mensch ist selbstsüchtig; ich beschloß das Medaillon in meiner Tasche. Ich trat Abends heimlich in den Speisesaal, während man den Tisch bedeckte. Als sie sich, von ihrem Vater gestützt, gefest hatte und ihre Serviette vom Teller nahm, sah sie eine Schachtel vor sich.

„Was ist denn das? Wieder eine Lederei von Dir, Papa?“

Herrn Rabut's erstaunte Miene mußte sie mehr überzeugen als jein Zeugnen.

Sie öffnete die Schachtel. „Mein Medaillon! Mein Medaillon!“ rief sie aus, indem sie es an ihre Lippen drückte und mit Küßen bedeckte. Ich verlor nicht einen Augenblick, wie ich sie fortwährend verflohen betrachtete. Endlich begegneten ihre Augen den meinen; sie begriff Alles. Aber die kleine Heuchlerin dankte mir nicht einmal.

„Kurz und gut, mein lieber Herr,“ so sah der ehemalige Hauslehrer seine Erzählung, „ich habe meiner Frau nie eine Lektion gegeben. . . . O, ja doch, Capritill! Ich habe ihr Unterricht im Schwimmen erteilt.“

Charles Vaissac.

Das Tagebuch.

Von Ernst Kügen.

„Und dann war noch ein sehr netter junger Mann öfter in unserer Gesellschaft,“ berichtete Irene, die Tags vorher aus Vörschach zurückgekehrt war, ihrer Freundin, „wirklich ein sympathischer Mensch, sag' ich Dir! Frizzi, der hätte Dir auch gefallen!“

„Du bist ja ganz enthusiastisch!“ lachte Frizzi mit so deutlicher Spitze, daß die arme Blondine über und über roth wurde, was ihr übrigens recht gut zu Gesicht stand.

„Nein, was Du gleich denkst, Frizzi!“ rief sie lachend.

„Na, na, das wird nicht so ohne sein. . . . Uebrigens, wer ist denn dieses neue Ideal, wenn man fragen darf?“

„Ein Korzeptsbeamter aus dem Ministerium, glaub' ich — Dr. Klein.“

„Doch nicht der lange Klein?“ forschte Frizzi.

„Ja, er ist ziemlich groß oder auch lang, wenn Du willst. . . . Uebrigens sieht er aus wie ein Italiener oder so etwas.“

„Ah, das ist wirklich klassisch!“

„Wie, Du kennst ihn?“ forschte jetzt Irene, nicht ohne Unbehagen.

„Gewiß, er war ja vergangenes Jahr mit Papa und mir zusammen in Nisch, weißt Du zu ihm?“

„Ach, er ist ein ganz netter Gesellschafter, aber ein Egoist durch und durch.“

„Nein, da beurtheilst Du ihn falsch, im Gegentheil, er ist so edel, so selbstlos, so idealistisch, möchte ich sagen!“

„Das behauptet er von sich, aber — übrigens laß uns nachsehen!“

Mit diesen Worten schritt Frizzi zu ihrem Schreibtisch, schloß die Lade auf und holte ein dickleibiges Buch hervor. Es war in grünem Saffianleder gebunden und hatte feingelirte Bronzebeschläge. Ja, der gute Papa, dem war nichts zu theuer für sein Töchterchen!

Frizzi schlug also ihr Tagebuch auf, ungefahr wie ein Geschäftsmann, der dieses oder jenes Konto prüfen will, und begann daraus zu lesen:

Nisch, den 24. August. Heute lernten wir einen gewissen Dr. Alfred Klein kennen. Papa lachte mehrmals sehr herzlich über einige Schmunzeln, die er zum Besten gab. Er ist nicht übel, aber der erste Eindruck scheint der beste zu sein. Postert, wie wenn er dafür bezahlt wäre, — dabei schlecht gepflegte Hände, hrrt!“

„Na, was Du alles bemerkt hast! Das ist ja gar nicht wahr!“ protestirte Irene weinerlich.

„War' nur, mein Schatz, wir sind noch nicht fertig! Du weißt, ich trage Tag für Tag gewissenhaft ein. . . . Möhöre zu: Nisch, den 27. August. Wir waren wieder mit diesem Dr. Klein beisammen. Er war heute weniger gestreicht. Wahrscheinlich dürfte sein erster Vorrath schon erschöpft sein. Dafür zeigte er nicht übel Lust, mit mir anzuhängen.“

„Was, er hat mit Dir angebandelt?“ erkundigte sich Irene mit einem schmerzlichen Zucken in ihrem Kinderge-

richt. „Beruhige Dich, er wollte nur —“ lachte Frizzi selbstbewußt und schob ihren ganz allerliebsten Zeigefinger noch ein Stückchen hinunter über die eng beschriebene Seite, um fortzufahren: „Nisch, den 30. August. Der Sommer geht zu Ende. Auch Dr. Klein ist abgereist. Ein abgeschmackter Duhensmenich mit Bronnalschalen. Uebrigens erzählte mir Frau Professor D., daß sie ihn von den Künstlerabenden kennt. Zu ihrem Mann hat er einmal gesagt: Wenn ich wirklich so dumm bin und heirathe, will ich wenigstens mein bequemes Leben haben! Ach, diese Herren sind tödtlich! Und sie glauben, man merkt den Schacher nicht einmal!“

Wahrlich, der beste Tagelöhner ist mehr Gentleman!“

„Weißt Du, Frizzi, Du entwickelst Ansichten!“ meinte die Blondine gekränkt, indem sie ihrem glühendbeigen Gesicht mit dem Taschentuch frische Luft zufächelte. „Und was hast Du schließlich von Deiner Ueberlegenheit! Alles zerpfiffst Du, alles zerfaserst Du, bis nichts übrig bleibt, nichts für Dich und nichts für die Anderen!“

Frizzi blidte die Freundin mit großen Augen an. Sie kam ihr plötzlich so ganz anders vor; doch bevor sie noch recht fragen konnte, woher und weshalb diese energische Abwehr, hatte Irene sich schon erhoben und sagte:

„Es ist hier so warm, oder ist mir nur so warm. . . ? Ich muß auch gehen. Du kennst ja meine Mama, wie sie ist. . . . also Adieu!“

Zwei flüchtige Küsse nach Frauenart auf Frizis Wangen, und die graziose Gestalt schlüpfte von dannen. . . . und die Thür aufeisichte hinter ihr zu. Es war ein Misthon. Weshalb?

Irene war offenbar getränkt fortgegangen, während Frizzi noch immer ihr Tagebuch auf dem Schooße liegen hatte und mechanisch darin blätterte. Sie hatte viele, viele Seiten zurückgeschlagen, und plötzlich stieß sie auf den Namen Irene. Mit einer Art von Neugierde verschlang sie ihre Blidte, was sie vor drei Jahren selbst geschrieben hatte: „Irene! Ein seltsamer Name! Meine neue Freundin heißt so. Papa hat sie mir zugeführt, weil es bei uns so entsetzlich einsam zugeht, seitdem die arme Mama todt ist. Sie scheint ein herzengutes Geschöpf zu sein und kam mir gleich so liebevoll entgegen. Das Pulver hat sie nicht erfunden, aber was liegt daran, wenn sie treu und gut ist? Das Gute bleibt doch immer das Beste am Menschen, sagte Papa, als wir über sie sprachen.“

Während Frizzi diese letzten Worte las, wurde sie von einer seltsamen Weichheit ergriffen. In ihrer Seele zog in raschem Bilderfluge vorüber, was zwischen dem Damals und dem Heute lag, und immer tauchte Irene als anhängliche, theilnahmsvolle Freundin auf. Eine plöbliche Reue erschloß sie, daß sie dieses herzensgute Geschöpf getränkt hatte. Freilich, was hatte sie denn verbrochen? Daß sie über diesen einseitigen Dr. Klein ein wenig hergefallen war, das konnte es unmöglich gewesen sein! Lächerlich! Wie oft hatten sie ihre Ansichten ganz freimüthig über andere junge Männer ausgetauscht! Nein, sie müßte sie an einer gegebenen Wunde gerührt haben, ohne daß sie es wollte oder wußte. — Und das mußte ins Reine gebracht werden. Gleich, sofort! Das war Frizis Art. Sie kleidete sich also rasch um und verständigte die alte Haushälterin, daß sie bald wieder da sein würde, falls Papa inzwischen käme.

Frizzi war eine pitante Erscheinung, und die Männer drehten sich um, wie sie in ihrem raschen, anmuthigen Gange die Straße hinabzöge; aber Frizzi merkte es nicht. Sie war ganz von dem Gedanken befest, mit Irene Frieden zu schließen, wenn sie ihr wirklich weh' gethan haben sollte. Mit diesem edlen, warmen Gefühl im Herzen langte sie vor dem eleganten Hause an, wo Irene wohnte, und klingelte vor der pompösen Eingangstür. Es dauerte eine Weile, bis geöffnet wurde.

„Ach, das gnädige Fräulein!“ meinte das Mädchen mit der Betonung des Erstaunens. „Wissen denn schon das gnädige Fräulein?“

„Ja, was ist denn geschehen?“ fragte Frizzi betroffen, aber im selben Augenblick fürzte ihr auch schon Irene entgegen und fiel ihr halb weinend, halb lachend um den Hals.

„Frizzi, ich bin ganz außer mir. . . . denke Dir, vor einer Viertelstunde. . . .“

„Was? Ich hab' mich verlobt! Ich bin so glücklich!“

„Du? Mit wem denn?“

„Mit wem? Du fragst noch! Du kennst ja meinen lieben Alfred!“